

Der Kulturwert der Nobelpreise.

Zur silbernen Gedenkfeier ihrer Stiftung.

Als ich Ende Mai dieses Jahres in der Stockholmer Norrlandsgata im Gespräch mit einem von den leitenden Herren der Nobelftiftung sagte, daß im kommenden November ja 25 Jahre verflossen seien, seit Alfred Nobel durch sein Testament die weltberühmten Preise gestiftet habe, erhielt ich zur Antwort, daß dieser Gedenktag wegen der gar nicht festlich stimmenden Zeitverhältnisse wohl ohne Feier vorübergehen werde. Auch bei der Preisverteilung, die in dem einfachen, weißen Saal der Musikalischen Akademie nach sechsjähriger Unterbrechung am 1. Juni wieder stattfinden konnte, erinnerte der jetzige Vorsitzende der Nobelftiftung, Professor Heinrich Schück von der Universität Upsala, nur kurz und traurig an das Jubeljahr, das uns von der Verwirklichung der Gedanken Nobels noch so weit entfernt finde.

Und doch scheint es, daß der gegenwärtige Augenblick zwar nicht zu rauschenden Festlichkeiten, aber zu der stillen Feier langen Nachdenkens über den Kulturwert der Nobelpreise geradezu drängt. Beruht die großartige Schenkung, durch die der geniale Erfinder führende Köpfe der Menschheit nun schon 25 Jahre in Spannung hält und für alle Zukunft jährlich von neuem beschäftigen wird, auf einem verhängnisvollen Irrtum, oder darf sie trotz der düßern Erfahrungen des Weltkrieges auch den kommenden Zeiten als eine Kulturtat von hoher Bedeutung gelten? Um darüber, soweit es möglich ist, Klarheit zu gewinnen, muß man vielleicht genauer, als es bisher geschehen ist, die Nobelpreise aus dem Organismus ihrer Stiftung und die Stiftung aus der Persönlichkeit des Stifters zu begreifen suchen¹.

¹ Niemand hat das Leben Alfred Nobels ausführlich und quellenmäßig dargestellt. Seine außerordentlich zahlreichen Briefe sind fast alle noch unveröffentlicht. — Als erste Quellen oder als Fundorte von Angaben aus ersten Quellen kommen für die Beurteilung Nobels und seiner Stiftung hauptsächlich folgende Bücher in Betracht: Per Teodor Cleve [Professor der Chemie in Upsala], Alfred Nobel. Sa vie et ses travaux. In: Les Prix Nobel en 1901, Stockholm 1904. A. Werner Cronquist [Professor der Sprengtechnik an der Schwedischen Marinehochschule], Alfred Nobel. Några ord om hans lefnad och lifsgärning, Stock-

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wohnte in der südschwedischen Provinz Schonen ein wahrscheinlich aus England eingewandertes Geschlecht Nobilius oder Nobelius. Ein dieser Familie entstammter Arzt in Gäble gab hundert Jahre später seinem Namen die heutige Form Nobel, in der die letzte Silbe den Ton hat und mit kurzem, offenem Vokal gesprochen wird. Der 1801 in Gäble geborene Immanuel Nobel bewies schon als Kind großes Erfindertalent. Er wurde Lehrer der Geometrie am Stockholmer Technologischen Institut und ging im Alter von 36 Jahren, da die schwedischen Verhältnisse für die Verwertung seiner Erfindungen zu eng waren, auf den Rat des damaligen russischen Gesandten am schwedischen Hofe, des finnischen Freiherrn Lars Gabriel von Haartmann, nach Petersburg. Er hatte 1828 Karolina Andrietta Ahlfell, die Tochter eines Bureauvorstehers, geheiratet und von ihr bereits mehrere Kinder, darunter Alfred Bernhard, der am 21. Oktober 1833 in Stockholm geboren war. Dieser spätere Stifter der Nobelpreise zeigte schon in seinen ersten Schuljahren eine außerordentliche Begabung, besonders für Sprachen. Schon nach einem Jahre mußte er übrigens die schwedischen Lehrer mit russischen vertauschen, da seine Mutter mit ihm und den Brüdern 1842 dem Vater in die Fremde folgte.

Als Alfred 16 Jahre alt war, wurde er von seinem Vater nach Amerika geschickt, um in den Werkstätten des großen Schweden John Ericsson dessen Heißluftmaschinen zu studieren. Er fand sie zu umständlich und zu teuer und kehrte schon nach einigen Wochen zurück, um sich wieder mit seinen Brüdern an den technischen Arbeiten des Vaters zu beteiligen.

holm 1912. Nobelstiftelsens Kalender, Stockholm 1902 ff. (jährlich). E. Molinari et F. Quartieri, Notices sur les explosifs en Italie, Mailand 1913. Les Prix Nobel en 1901; — en 1902 usw. bis 1912, Stockholm 1904—1913. Protokoll hållna vid sammanträdan för öfverläggning om Alfred Nobels testamente, Stockholm 1899. Reglemente och ordningsregler för Svenska Akademiens Nobelbibliotek, Stockholm 1902. Die Nobelstiftung. Statuten, Stockholm 1901 (schwedische und französische Ausgabe: Stockholm 1900, englische Ausgabe: Stockholm 1901). Bertha von Suttner, Memoiren, Stuttgart 1909. — Dr. Richard Hennigs Schrift über Nobel (Stuttgart o. J. [1912]) ist eine volkstümliche Darbietung des von seinen Vorgängern gesammelten Stoffes. — Den Bibliothekaren an Svenska Akademiens Nobelbibliotek, den Herren E. A. Grönblad und B. Dal, bin ich besonders dankbar dafür, daß sie mir mit zuvorkommender Freundlichkeit geholfen haben, meiner Darstellung eine etwas breitere Grundlage zu geben, als die war, auf der die früheren Schilderungen Nobels und seines Wertes ruhten.

Dabei hatten sie solchen Erfolg, daß Alfreds Bruder Robert im Krimkriege glänzend die Aufgabe löste, Kronstadt und Petersburg durch Nobelsche Minen gegen die englische Flotte zu schützen. Aber bald nach dem für Rußland ungünstigen Friedensschluß brach die Fabrik des Vaters aus Mangel an Aufträgen zusammen, und die Familie zog 1859 wieder nach Stockholm. Während Ludwig Nobel die Abwicklung der russischen Geschäfte übernahm und schon 1862 eine rasch aufblühende Gewehrfabrik in Petersburg gründen konnte, arbeitete sein Bruder Alfred mit dem Vater an der Erfindung eines brauchbaren Sprengstoffes von stärkerer Kraft als Pulver. Sie wandten ihre Hauptaufmerksamkeit dem Nitroglycerin zu, das 1847 von dem Italiener Sobrero erfunden worden war, aber wegen seiner gefährlichen Eigenschaften in schlechtem Rufe stand. Die Überwindung der Gefahren des Nitroglycerins und die volle Ausnutzung seiner furchtbaren Kraft wurde die unbeirrt festgehaltene Lebensaufgabe Alfreds (Cronquist 16 ff.).

Im Jahre 1863 erhielt er sein erstes Patent für eine Mischung von Pulver und Nitroglycerin. Sie besaß eine weit größere Sprengkraft als ungemischtes Pulver, aber die herkömmliche Feuerzündung brachte immer nur einen Teil des Nitroglycerins zur Explosion. Schon 1864 beseitigte Nobel diesen Mangel durch die sog. Initialzündung. Er hatte entdeckt, daß zur vollständigen Explosion des Nitroglycerins eine Vorexpllosion innerhalb der Masse erforderlich ist. Die Vorexpllosion erreichte er dadurch, daß er eine Kupferhülse mit knallsaurem Quecksilber in das Nitroglycerin einsetzte und diesen Zündhut dort explodieren ließ. Die so vervollkommnete Sprengmischung war aber besonders wegen der Flüssigkeit des Nitroglycerins immer noch allerlei Zufällen ausgesetzt, die furchtbare Folgen haben konnten. Die Fabrik, die Alfred und sein Vater mit fremdem Geld im Stockholmer Stadtteil Heleneborg eingerichtet hatten, wurde zwei Monate nach Verleihung des Patentess der Schauplatz einer grauenhaften Explosion, bei der Alfreds Bruder Emil Oskar und ein anderer Ingenieur umkamen, während der Vater infolge dieses Unglücks einen Schlaganfall erlitt, von dem er sich nie mehr erholte. Eine Zeitlang mußte nun, da für Bergwerke und Eisenbahnbauten das neue Sprengmittel beständig verlangt wurde, die Herstellung auf einem im Mälär vertauten Prähm betrieben werden. Bald baute aber Robert Nobel eine Fabrik in Winterviken bei Stockholm, und Alfred begann Gründungen im Ausland.

Doch die Unglücksfälle hörten nicht auf, und man mußte bereits mit einem allgemeinen Verbot der Anwendung von Nitroglycerin rechnen. Da

entdeckte Alfred, daß dieser unheimliche Stoff, wenn man ihn durch Kieselgur auffaugen läßt, einerseits viel mehr von seiner Sprengkraft behält als bei der Mischung mit Pulver, und andererseits, weil er nun nicht mehr flüchtig bleibt, einen großen Teil seiner Gefährlichkeit verliert. Der Erfinder nannte den verbesserten Sprengstoff Dynamit und erhielt dafür 1867 ein schwedisches Patent. Die Unglücksfälle nahmen jetzt zwar ab, allein das Dynamit hatte die Unvollkommenheit, daß Kieselgur selber nicht explodiert. Im Jahre 1876 gelang es Nobel, auch diesen toten Körper aus der Explosionsmasse zu beseitigen. Er fand, daß Schießbaumwolle in Nitroglycerin löslich ist, und daß beide sich zu einem gallertartigen Stoffe verbinden, aus dem das Nitroglycerin nicht mehr ausrinnt, und der als Ganzes explodiert. Aus diesem „Sprenggummi“ stellte Nobel zehn Jahre später durch Vermehrung der im Nitroglycerin aufgelösten Schießbaumwolle eine lederähnliche Masse her, die langsamer verbrennt als Pulver, dabei sehr schwach raucht und für Wasser unempfindlich ist: das Ballistit oder Nobelpulver. Zuletzt hatte Nobel noch den Erfolg, das Ballistit durch besondere Formung um so mehr Gas entwickeln zu lassen, je weiter die Verbrennung fortschreitet, so daß ein Geschöß beim Vorrücken im Lauf immer unter gleichem Drucke steht und daher mit unverminderter Geschwindigkeit die Mündung verläßt.

Damit sind nur die wichtigsten Erfindungen Nobels kurz angedeutet. In England allein hat er 129 Patente erworben. Er schrieb aber außerdem noch eine Menge neuer Gedanken nieder, deren Ausführung er Leuten überließ, „die Zeit haben“. Seine Sprengstoffe haben das gesamte Kriegswesen und den größten Teil der Industrie mittelbar oder unmittelbar in neue Bahnen gedrängt. In der leichten und schweren Bewaffnung der Landheere wie der Flotten, im Bau von Festungen und Kriegsschiffen, in der Anlage von Tunnels, Kanälen und Bergstraßen, in der Schiffbarmachung von Hafeneinfahrten und Flußläufen, bei der Ebnung städtischer Baugründe, bei den zahllosen Bohrungen und Sprengungen der Bergindustrie — überall haben die von Nobel in den Dienst des Menschen gestellten Kräfte so riesenhafte Fortschritte ermöglicht, daß Fachleute meinen, die künftige Kulturgeschichte werde von einem Zeitalter des Dynamits sprechen.

Gleich manchen andern Erfindern machte Nobel oft den Fehler, seine Patentanträge so eng zu fassen, daß Konkurrenten sich durch eine kleine Änderung des Verfahrens seinen Hauptgedanken ungestraft zunutze machen

konnten. Im übrigen vereinte er aber mit seinem technischen Scharfsinn eine hervorragende geschäftliche Tüchtigkeit. Die Zahl der Nobelaktiengesellschaften in verschiedenen Ländern stieg auf mehr als 20. Alfred Nobel führte selber die Oberaufsicht über Anlage und Leitung der vielen Fabriken, so daß überall sofort die neuesten Arbeitsweisen und Sicherheitsmaßnahmen durchgeführt werden konnten. Außerdem war er gleich allen seinen Brüdern an dem russischen Riesenunternehmen beteiligt, das Robert Nobel zur Verwertung des Petroleums von Baku gegründet hatte. Weder hier noch in Alfreds Sprengstoffwerken, von denen doch bei seinem Tode manche über 25 Jahre bestanden hatten, kam jemals ein Streik oder ein Streikversuch vor.

Natürlich stieg unter so glücklichen Umständen das Vermögen des Erfinders bald zu einer Höhe, die ihm eine Lebensführung großen Stils erlaubte. Er blieb jedoch stets ein anspruchsloser Mann strengster Arbeit. Seit 1866 war er fast immer entweder auf Geschäftsreisen zwischen seinen über ganz Europa zerstreuten Fabriken, oder er stand sinnend und versuchend in einem der Laboratorien, die er sich nacheinander in Paris, im nahen St. Sevran, in San Remo und im schwedischen Bofors baute. Infolge seiner wichtigen Beziehungen zu vielen Staatsregierungen vermochte er nicht allen Ordensauszeichnungen zu entgehen, aber er tat nie einen Schritt, um sie zu erlangen, und machte kein Hehl daraus, daß sie ihm völlig gleichgültig waren. Nur die akademischen Würden, die ihm die Stockholmer Akademie der Wissenschaften und die Universität Upsala verliehen, freuten ihn aufrichtig.

Seine Lieblingswohnung war viele Jahre lang das kleine Palais Avenue Malakoff 55 in Paris. Da empfing er seine Besucher in einem grünen Saal mit Malachitmöbeln. Vielleicht zeigte er ihnen auch seinen Wintergarten oder sein rotes Musikzimmer. Zu Tisch lud er sie selten und immer nur in kleiner Zahl; aber dann boten ihnen Küche und Keller die erlesensten Genüsse, während er für sich selber auf die Freuden der Tafel wenig Gewicht legte. Als ihm Angriffe französischer Zeitungen wegen des Verkaufes von Nobelpulver an Italien allerlei Placereien zuzogen, erwarb er 1887 in San Remo, Corso Lebante (heute Cavalotti) 26, die Villa, die ein Jahr vorher der polnische Dichter Joseph Ignaz Kraszewski bewohnt hatte. Auch in diesem prächtigen Hause und unter den Palmen des blühenden Gartens sah er nur wenig Gesellschaft bei sich. Jährlich lebte er einige Zeit in Zürich im Bauerschen Hôtel Au Lac und

fuhr auf seiner funkelnden Aluminiumjacht über den See. Zuletzt ließ er sich noch das Gut Björkborn bei Bofors als Ruhezitz einrichten.

Aber Ruhe fand der seltsame Mann nicht. In früher Jugend soll er eine tiefe Liebe zu einer jungen Dame gehabt haben, die ihm der Tod entriß. Bevor er sich in harter Arbeit bei geringem Vermögen eine sichere Stellung erobert hatte, war er 40 Jahre alt. Da hatten ihn trübe Erfahrungen die Menschen verachten gelehrt. Für die Menschheit im allgemeinen schwärmte er nach wie vor, auch seine liebenswürdige Freundlichkeit im Umgang und seine freigebige Wohltätigkeit gegen Bittsteller verlor er nicht, aber er wurde scheu und fast gegen jeden mißtrauisch, auch gegen sich selbst. Er hielt es für ausgeschlossen, daß er irgend jemand wirkliche Zuneigung einflößen könne. Und so schenkte er das, was er an Herz noch zu besitzen glaubte, ganz seiner alten Mutter, die erst 1889 starb, seinen Büchern und Apparaten und dem Fortschritte der Menschheit. Als er 1876 in mehreren Zeitungen eine Dame „gesetzten Alters als Sekretärin und zur Oberaufsicht des Haushaltes“ suchte, meldete sich neben vielen andern eine in mißlichen Verhältnissen lebende 33jährige Tochter des gräßlichen Hauses Kinsty, die spätere Baronin Berta von Suttner. Auf Nobels Einladung fuhr sie zu ihm nach Paris. Schon nach einer Woche schien es ihr wie dem Baron Suttner, von dem sie sich unter dem Drucke widriger Umstände losgerissen hatte, ganz unmöglich, ohne einander zu leben. Sie nahm sich vor, die bereits ausgegebene Ehe mit ihm trotz aller Schwierigkeiten dennoch zu schließen, und fuhr nach Wien zurück, blieb aber nun mit Nobel in freundschaftlicher, allerdings meist nur brieflich unterhaltener Verbindung. Bei ihrem kurzen Aufenthalt in Paris fand sie den 43jährigen Mann von weniger als mittlerer Größe weder häßlich noch schön, das etwas düßere Gesicht mit dem dunkeln Vollbart durch sanfte blaue Augen mild belebt, die Stimme von bald melancholischem, bald satirischem Klang. Er habe fesselnd geplaudert und sich ebensogut als Denker wie als Erzähler zu geben vermocht. Er schien ihr ein vielseitiger und tiefer, aber nicht glücklicher Mensch zu sein. Neun Jahre später nannte er sich in einem Brief an sie geradezu „einen Mann, dem Jugend, Freude und Hoffnung im Schiffbruch untergegangen sind, eine leere Seele, deren ‚Inventar‘ ein weißes Blatt ist — oder ein graues“ (Suttner 236).

Wenn er sich gerade nicht mit seinen Erfindungen beschäftigte, vergrub er sich in die Werke der Philosophen und Dichter, die in seinem einfachen

Arbeitszimmer viel Raum beanspruchten. Wie er in Wort und Schrift Schwedisch, Russisch, Französisch, Deutsch und Englisch mit erstaunlicher Vollkommenheit beherrschte, so fühlte er sich auch in den Literaturen aller dieser Völker heimisch. Besonders bevorzugte er aber Byron, dessen düstere, von schmerzlicher Ironie durchzuckte Weltanschauung der seinen verwandt war. Verstoßen kleidete er oft selber seine philosophischen Gedanken in englische Verse. Daneben huldigte er einer eigenartigen Freude an Gemälden. Er kaufte sie, ließ sie eine Zeitlang in seinen Räumen hängen, und dann ersetzte er sie durch andere, die bald dasselbe Schicksal ereilte. Und immer schrieb er eine unglaubliche Menge von Briefen. Weil ihn kein Sekretär hatte befriedigen können, verzichtete er bald auf jede derartige Hilfe und schrieb z. B. in den letzten Jahren seines Lebens mit eigener Hand täglich etwa 50 Briefe in verschiedenen Sprachen und in allen Tonarten.

So wurde er ganz natürlich zum Weltbürger. Sein Wandern, Denken und Wirken führte ihn unaufhörlich über alle staatlichen Grenzen hinweg. „Ich bin Kosmopolit“, sagte er, „mein Vaterland ist da, wo ich arbeite, und ich arbeite überall“ (Cleve 14). Höchstes Ziel seiner rastlosen Tätigkeit war für ihn, etwas zum Glücke der Menschheit beizutragen. „Nicht verbreiten“, schrieb er einmal, „heißt Wohlstand verbreiten (ich meine den allgemeinen Wohlstand, nicht individuellen Reichtum), und mit dem Wohlstand verschwindet der größte Teil der Übel, die ein Erbeil finsterner Zeiten sind. Die Eroberungen der wissenschaftlichen Forschung und ihr sich stets erweiterndes Feld erwecken in uns die Hoffnung, daß die Mikroben — der Seele sowohl als des Leibes — nach und nach verschwinden werden, und der einzige Krieg, den die Menschheit noch führt, wird der Krieg gegen diese Mikroben sein. Dann wird der feierliche Ausdruck Bacon's, daß es Wissen in der Zeit gibt, sich nur noch auf weit zurückliegende Zeiten beziehen“ (Suttner 271 f.). Als Nobel für Andrees Nordpol-Expedition, die so schrecklich enden sollte, 80 000 Fr. gab, schrieb er an Bertha von Suttner: „Damit will ich auch der Sache des Friedens dienen, denn jede neue Entdeckung läßt in den Gehirnen der Menschheit Spuren, die es ermöglichen, daß desto mehr Gehirne der nächsten Generation entstehen, die imstande sind, neue Kulturgedanken aufzufassen“ (Cleve 18).

Den Krieg hielt er für eines der größten Übel. Wie John Ericsson sagte, er wolle durch seine verbollkommeneten Torpedos den Seekrieg unmöglich und die Meere zu freien Straßen der Menschheit machen (Cleve 2),

so erklärte mit demselben schwedisch-träumerischen Idealismus Nobel der Baronin Suttner 1892 in Zürich: „Meine Fabriken werden vielleicht dem Kriege noch früher ein Ende machen als Ihre Kongresse: an dem Tag, wo zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde werden vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen zurückchaudern und ihre Truppen verabschieden“ (Suttner 271). Daß die Friedensbewegung, für die ja Bertha von Suttner unermüdlich arbeitete, einen guten Zweck verfolge, gab Nobel von vornherein zu, aber er zweifelte anfangs, ob der von der Baronin eingeschlagene Weg der richtige sei. „Belehren Sie mich“, sagte er ihr 1892, „überzeugen Sie mich, und dann will ich für die Bewegung etwas Großes tun“ (Suttner 270). Die Baronin schickte ihm darauf regelmäßig ihre Friedenszeitschrift und ihre Bücher. Schon nach wenigen Monaten schrieb Nobel ihr aus Paris: „Ich möchte einen Teil meines Vermögens zu einem Preise bestimmen, der alle fünf Jahre zu verteilen wäre (nehmen wir an, sechsmal, denn wenn es in dreißig Jahren nicht gelingt, das heutige System zu ändern, ist der Rückfall in die Barbarei unvermeidlich). Dieser Preis fiel dem oder der zu, von dem oder von der Europa auf dem Wege zum Weltfrieden am weitesten vorangebracht worden wäre“ (Suttner 272).

In den nun folgenden drei Jahren kam Nobel jedoch zum Entschlusse, nicht bloß einen Friedenspreis zu stiften, sondern sein gesamtes Vermögen in den Dienst aller großen Gedanken seines Lebens zu stellen. Und so schrieb er in Paris am 27. November 1895 in schwedischer Sprache mit raschen und gleichmäßigen Zügen das Testament, in dem er, abgesehen von einigen Legaten, seinen ganzen Besitz zur Stiftung der fünf heute weltberühmten Preise verwandte. Ein Facsimile dieser Urkunde steht in der neuen Auflage des großen schwedischen Konversationslexikons (Nordisk Familjebok 19 [Stockholm 1913] 1114).

Ein Jahr später war Nobel tot. Er hatte lange am Herzen gelitten. Die Beerdigungserlaubnis des Bürgermeistersamtes in San Remo gibt als ärztlich festgestellte Todesursache Gehirnschlag an. Das Unglück traf ihn, als er im Wagen von einer Spazierfahrt zurückkehrte. Mehrere Ärzte, auch ausländische, wurden herbeigerufen, aber der Kranke erholte sich nicht mehr und starb am 10. Dezember 1896 (Molinari 62 f. 70). Die Leiche wurde nach Stockholm gebracht, am 29. Dezember in der vornehmen Storkyrka eingesegnet und am selben Tage gemäß der Anordnung des Toten verbrannt. Am 30. Dezember wurde die Aschenurne auf dem

Stockholmer Nordkirchhof an der heute mit einem schweren Denkstein geschmückten Stätte beigesetzt, wo schon Alfreds Eltern und sein Bruder Emil Oskar ruhten.

Ob Nobel den Glauben der schwedischen Hochkirche innerlich teilte, habe ich nicht feststellen können. In den Veröffentlichungen über ihn wird von seiner Religion nicht gesprochen. Aus mehreren der von ihm angekauften Gemälde hat man auf eine gewisse Vorliebe für heidnische Stoffe schließen wollen (Molinari 64). Heidnisch klingen eigentlich auch die Ausdrücke, in denen er gelegentlich über das Jenseits spricht. An Verta von Suttner schrieb er 1888, je weiter er allmählich „auf dem Wege zum Nichts“ fortschreite, desto lieber werde seinem alten Herzen die Teilnahme guter Menschen“ (Suttner 237). Ein Brief an dieselbe Freundin aus dem Jahre 1891 ist in die düstere Stimmung der altgriechischen Unterwelt getaucht. „Und wohin wandert jetzt Ihre Feder?“ fragt er. „Sie haben mit dem Blute der Opfer des Krieges geschrieben. Werden Sie uns nun das Märchenreich der Zukunft schildern, oder werden Sie ein weniger utopisches Gemälde des Staates der Denker entwerfen? Mein Herz zieht auch mich dorthin, aber meine Gedanken suchen meist einen andern Staat, wo schweigende Seelen gegen das Unglück gefeit sind“ (Suttner 239).

Das war der merkwürdige Mann, in dessen Seele unter dem Einflusse seiner Lebenserfahrungen der Plan zu der einzigartigen Stiftungsurkunde reifte, die so lautet: „Über meine gesamte, in Geld umsetzbare Erbschaft verfüge ich folgendermaßen: Aus dem Kapital, das die Liquidatoren in sicheren Wertpapieren anlegen sollen, ist ein Fonds zu bilden, dessen Zinsen jährlich als Preise unter die verteilt werden, die im verflossenen Jahre der Menschheit am meisten genutzt haben. Die Zinsen werden in fünf gleiche Teile geteilt, von denen zufällt: ein Teil dem, der auf dem Gebiete der Physik die wichtigste Entdeckung oder Erfindung gemacht hat; ein Teil dem, der die wichtigste chemische Entdeckung oder Verbesserung gemacht hat; ein Teil dem, der auf dem Gebiete der Physiologie oder der Medizin die wichtigste Entdeckung gemacht hat; ein Teil dem, der innerhalb der Literatur das hervorragendste Werk von idealer Richtung geschaffen hat; und ein Teil dem, der für die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung stehender Heere wie für die Abhaltung und Ausbreitung von Friedenskongressen am meisten oder am besten gearbeitet hat. Die Preise für Physik und Chemie werden von der schwedischen Akademie der Wissen-

schaften verteilt, die für physiologische oder medizinische Arbeiten vom Carolinischen Institut in Stockholm, die für Literatur von der Akademie in Stockholm und die für Vorkämpfer der Friedensbewegung von einem aus fünf Personen bestehenden Ausschuss, der vom norwegischen Storting gewählt wird. Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverteilung keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgendeinem Volke genommen werde, so daß der Würdigste den Preis erhält, ob er Skandinavier ist oder nicht“ (Kalender 5).

Natürlich liegt der Gedanke nahe, daß Nobel, wenn er verheiratet gewesen wäre und Kinder gehabt hätte, kaum fast seinen ganzen Besitz dem allgemeinen Wohle der Menschheit gewidmet haben würde. Immerhin ist zu beachten, daß er Brüder hatte, mit denen er ständig arbeitete, und mit denen er, auch abgesehen von der geschäftlichen Verbindung, mindestens zu jedem Geburtstag der Mutter, die nur sechs Jahre vor ihm starb, in Stockholm zusammentraf. Anfangs hatte er tatsächlich ein Testament verfaßt, in dem seine Verwandten reich bedacht waren, aber später stieß er diese Verfügung um, weil er sich verpflichtet glaubte, sein Vermögen nützlicher zu verwerten. Der Ingenieur Strehlenert sagte am 5. Januar 1897 eidlich aus, er habe mit Nobel mehrmals über das zweite Testament gesprochen, besonders ausführlich am 29. September 1896 in Gegenwart des Ingenieurs Hwaß. Bei dieser Gelegenheit erklärte Nobel, wie beide Ingenieure vor Gericht bezeugten: „Ich bin im tiefsten Grunde Sozialdemokrat, freilich mit Maß; namentlich sehe ich große Erbschaften für ein Unglück an. Sie befördern nur die Erschlaffung der Menschheit.“ Dann heißt es in der eidlichen Aussage Strehlenerts, die Hwaß vollkommen bestätigte, weiter: „Der Besitzer eines größeren Vermögens müsse daher, wie er sagte, seinen Verwandten nur einen kleinen Teil davon vermachen. Sogar wenn Leibeserben vorhanden seien, halte er es für unrecht, ihnen außer dem zu ihrer Erziehung Notwendigen größere Geldsummen zu überlassen, die sie nicht selber verdient hätten. Dadurch begünstige man nach seiner Meinung nur die Faulheit und hindere eine gesunde Entwicklung der persönlichen Fähigkeit, sich selber eine unabhängige Stellung zu schaffen“ (Protokoll 92 f.).

Nobels Entschluß, sein Vermögen der Hauptsache nach nicht für seine Familie zu verwenden, sondern, wie es in seinem Testamente heißt, für die, von denen die Menschheit den größten Nutzen hat, beruht also in letzter Linie zweifellos auf seiner Ansicht vom Zweck des Großkapitals. Ein

Mann von klaren kirchlichen oder auch nur im weiteren Sinn religiösen Anschauungen hätte nun wohl kaum ausschließlich an die irdische Wohlfahrt der Menschheit gedacht. Nobel aber hat sich darauf vollständig beschränkt. Vor allem wollte er helfen, daß die Leiden des Krieges von der Erde verschwänden. Dann machte das Wort Pasteurs, daß die Unwissenheit die Menschen trennt, während die Wissenschaft sie verbindet, so tiefen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, sein Vermögen außer der Friedensbewegung dem wissenschaftlichen Fortschritt zu widmen (Cleve 19). Infolge seiner eigenen Lebensarbeit wie aus naheliegenden allgemeinen Erwägungen wählte er da natürlich zunächst die Physik und die Chemie, weil gerade diese beiden Wissenschaften die Naturkräfte dem Menschen unterwerfen, dann die Physiologie und die Medizin, weil sie das leibliche Leben erhalten und steigern, und endlich die Literatur als die Quelle allgemeiner Geistesbildung. Daß er nur die Meister des Gedankens, nicht die Männer der Tat berücksichtigte, obwohl sie für das irdische Wohl der Menschheit ebenfalls unentbehrlich sind, rechtfertigte er damit, daß es dem Gelehrten und dem Dichter gewöhnlich besonders schwer falle, seiner Arbeit, die doch sehr oft andere bereichere, auch für sich selber einen wirtschaftlichen Ertrag abzugewinnen, während ein Mann der Tat, sobald er seine Zukunft durch ein großes Vermächtnis gesichert sehe, eher in Gefahr komme, seine Fähigkeiten ruhen zu lassen und so die Menschheit zu schädigen (Protokoll 93 ff.).

Es ist nicht zu verwundern, daß Nobels Familie über die Verwendung seiner Millionen zunächst anders dachte als er. Sie versuchte, das Testament als ungültig erklären zu lassen, weil kein Univerfalerbe benannt und der zu bildende Fonds ohne Administratoren sei. Da diese Einwände vor französischen Gerichten eher Aussicht auf Erfolg zu haben schienen als vor schwedischen, machten die Verwandten außerdem geltend, Alfred Nobels gesetzlicher Wohnsitz liege in Frankreich, wo er ja in der Tat jahrzehntelang ein Haus besessen und bewohnt und auch das angefochtene Testament verfaßt hatte. Mit den Verwandten verbündeten sich, wie aus einem Briefe des ersten der beiden Testamentsvollstrecker, des Ingenieurs Ragnar Sohlman, hervorgeht, die schwedischen Konservativen, da Norwegen, gegen das damals in Schweden eine heftige und ebenso heftig erwiderte Abneigung bestand, das Verfügungsrecht über den Friedenspreis mißbrauchen könne, um andere Völker gegen Schweden zu „bestechen“. Einige Mitglieder der Stockholmer Regierung teilten diese Bedenken, und Berta von Suttner, an die der Brief Sohlmans gerichtet war, will aus anderer Quelle wissen,

auch der schwedische König habe sich gegen das Testament ausgesprochen (Suttner 371).

Die schwedischen Gerichte erklärten sich in der Streitsache für zuständig, weil Bofors Nobels Wohnsitz gewesen sei. Sie hätten aber wahrscheinlich dem Einspruch der Familie stattgegeben, wenn nicht Immanuel Nobel, der Nefee des Erblassers und Leiter der gewaltigen Nobelwerke zu Petersburg und Baku, sobald er überzeugt war, das Testament könne der Menschheit wirklichen Nutzen bringen, sich mit ganzer Kraft für die genaue Ausführung aller Bestimmungen eingesetzt hätte. Die beiden Ingenieure Ragnar Sohlman und Rudolf Liljeqvist wiesen als Testamentsvollstrecker alle Einwände gegen die Rechtsgültigkeit der Form siegreich zurück. Im Mai 1897 bestätigte König Oskar II. das Gutachten seiner Justizkanzlei, daß ein durch schwedische Körperschaften zu allgemein menschlichen Zwecken zu verwaltendes Erbe unter die Fürsorge des schwedischen Staates genommen werden müsse. Auch das norwegische Storting verpflichtete sich zum besondern Schutze des Testaments und zur Verwaltung des auf Norwegen fallenden Teiles der Preise. Die schwedischen akademischen Körperschaften nahmen das ihnen von Nobel zugedachte Amt ebenfalls an. Und endlich schlossen 1898 sogar die unter Nobels Verwandten, die am hartnäckigsten ihre Zustimmung verweigert hatten, über einige nebensächliche Punkte einen Vergleich und verzichteten im übrigen für sich und ihre Nachkommen auf jedes weitere Einspruchsrecht. In den Jahren 1900 und 1901 bestätigte der König von Schweden die Satzung der „Nobelstiftung“. Bis heute ist daran nur das Datum des jährlichen Stiftungsfestes geändert worden. Der Nobelausschuß des norwegischen Stortings erließ die ihm zustehenden Bestimmungen im Jahre 1905.

Die Satzung der Nobelstiftung sieht genau die zahlreichen Einrichtungen vor, die notwendig sind, um den Kulturwillen des Testaments zu verwirklichen. Mit großer Umsicht werden da alle Vorbedingungen für eine möglichst zweckmäßige und unparteiische Ausübung des Preisrichteramtes geschaffen. Zunächst sollen die von Nobel mit der Preisverteilung beauftragten Körperschaften, nämlich in Kristiania das norwegische Storting, in Stockholm die „Königliche Akademie der Wissenschaften“, das „Königliche Carolinische Medico-Chirurgische Institut“ und die „Schwedische Akademie“ (deren Aufgabentkreis ähnlich dem der Französischen Akademie die Pflege der heimischen Sprache und Literatur umfaßt), je einen mehrgliedrigen Ausschuß wählen. In diese „Nobelkomitees“ können auch Nichtangehörige

der den Preis vergebenden Körperschaft und sogar Nichtskandinavier aufgenommen werden. Gegen eine von der wählenden Körperschaft zu bestimmende Entschädigung hat jedes Nobelkomitee jährlich die nicht geringe Mühe auf sich zu nehmen, die bei ihm eingehenden Preisvorschläge zu prüfen, wobei nötigenfalls auch weitere Sachverständige zu Rate gezogen werden. Die Vorschläge müssen sich auf möglichst neue, wenn auch nicht gerade erst im letzten Jahre vollendete Arbeiten beziehen, mit ausreichenden Beweisstücken versehen sein und von Fachleuten ausgehen, die eine von den vielen in der Sitzung näher bezeichneten Stellungen einnehmen, in denen eine ernste Gewähr für ein beachtenswertes Urteil liegt. Um die Prüfungen gründlich vornehmen zu können, werden eigene „Nobel Institute“ mit den erforderlichen Bibliotheken und Laboratorien errichtet und nach Bedarf mit inländischen oder ausländischen Gelehrten besetzt. Jedes Nobelkomitee gibt, nachdem die eingelaufenen Vorschläge geprüft sind, der Körperschaft, von der es gewählt ist, sein Gutachten ab. Die Körperschaft entscheidet dann, wem der Preis zufallen soll. Meinungsverschiedenheiten der Preisrichter dürfen nicht ins Protokoll aufgenommen und in keiner Weise bekanntgemacht werden, und die Entscheidung ist unanfechtbar.

Jede der mit dem Preisrichteramt betrauten Körperschaften wählt aber außer den Prüfungskomitees noch eine Anzahl von „Bevollmächtigten“, in deren Hand die Leitung der gesamten Stiftung liegt. Ausgeübt wird diese Leitung durch einen „Verwaltungsrat“ und durch fünf „Revisoren“. Den Vorsitzenden des Verwaltungsrates und den Obmann der Revisoren ernannt der König von Schweden, der auch alle Gehälter festsetzt; die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrates werden von den Bevollmächtigten, die übrigen Revisoren von den Körperschaften gewählt, die das Preisrichteramt ausüben. Ebenso wie die Revisoren hat auch der schwedische Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten oder sein Vertreter jederzeit das Recht, alle Auskünfte zu verlangen und sich alle Urkunden vorlegen zu lassen.

Obwohl jeder Preis in der Regel nur einem Bewerber zufallen soll, kann er doch unter Umständen auf zwei verteilt, auch einem Verein oder einer Anstalt verliehen werden. Genügt keine der vorgeschlagenen Leistungen den Forderungen des Testamentes, das offenbar nur hervorragende Arbeiten auszeichnen will, so wird der Preis bis zum folgenden Jahre zurückgelegt; erscheint auch dann keine Arbeit des Preises wert, so fließt der Betrag in den Hauptfonds der Stiftung, es sei denn, daß die Preis-

richter mit Dreiviertelmehrheit beschließen, daraus einen Spezialfonds zu bilden, dessen Zinsen dann auch auf andere Weise für die Ziele Nobels verwandt werden dürfen. Von der Erbschaft wurden von vornherein die für die Verwaltung nötigen Gelder abgezogen. Auch von den auf jede Preisgruppe fallenden Jahreszinsen wird immer ein Viertel für die Verwaltungskosten und die Nobelinstitute zurückgehalten. Das Jahresfest, bei dem die Preise unter Überreichung eines Diploms und einer goldenen Medaille feierlich bekanntgemacht werden, sollte am Todestage des Stifters stattfinden; später wurde es aber in den Sommer verlegt, um den Preisträgern die Reise zu erleichtern. Die Preisträger müssen womöglich innerhalb eines halben Jahres nach der Verleihung des Preises in Stockholm (für den Friedenspreis in Kristiania) einen öffentlichen Vortrag über die preisgekrönte Arbeit halten.

Nachdem die in neun Ländern zerstreuten Besitzungen Nobels zu Geld gemacht und die entstandenen Kosten gedeckt waren, belief sich das Preis-kapital auf rund 30 Millionen schwedische Kronen. Die Verwaltung der Nobelstiftung übernahm das gesamte Vermögen am 1. Januar 1901. Am Ende desselben Jahres wurden die ersten Preise verteilt. Der Kultur-ertrag, den die Stiftung seitdem der Menschheit gebracht hat, ist nicht gering und wird gerade unter den heutigen Verhältnissen in seiner Größe wie in seinen Mängeln besser verstanden als vor dem Weltkriege und den durch ihn herbeigeführten wirtschaftlichen und geistigen Erschütterungen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man zwar in der ganzen Welt die Nobelpreise kennt, aber so äußerst selten das starke Gefühl für die wirtschaftliche Solidarität der Menschheit und für den Nutzen allgemeiner Arbeit betont, das Alfred Nobel dazu trieb, ein weithin sichtbares Beispiel hoherherziger Unterordnung der Privatwirtschaft unter das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu geben. Es mag sein, daß er das freie Verfügungsrecht des Erblassers über sein Vermögen zu rücksichtslos einengen wollte, aber wieviel Elend wäre der Gegenwart erspart geblieben, wenn die Kapitalisten aller Länder etwas weniger Mittel zu bequemem Lebensgenuß für sich und ihre Nachkommen aufgehäuft und etwas mehr auf einen billigen Ausgleich der Daseinsbedingungen der gesamten Menschheit gesehen hätten! Statt ohnehin begüterte Verwandte noch mehr zu bereichern, hat Nobel einer jährlich wachsenden Reihe hervorragend bewährter Männer und Frauen die Möglichkeit geschaffen, ihre Fähigkeiten ungehindert dem Wohl aller zu widmen. Ein Nobelpreis beläuft sich durchschnittlich auf

130 000 schwedische Kronen, und gerade die Größe dieser Summe war dem Stifter von wesentlicher Bedeutung, weil nur eine ansehnliche Zuwendung den Geistesarbeiter von den Sorgen befreit, die sein Wirken für die Menschheit hemmen. Gewiß finden sich unter den fast hundert Forschern, Dichtern und Führern der Friedensbewegung, die bis jetzt einen Nobelpreis erhalten haben, manche, deren Vermögensverhältnisse einer solchen Hilfe nicht gerade bedurft hätten, aber eine Grenze der Bedürftigkeit läßt sich da schwer ziehen, und gewöhnlich kommt den Vertretern der Wissenschaft und der Literatur für die Fortsetzung oder Steigerung ihrer Arbeit ein Nobelpreis gut zuflatten.

Doch das ist nicht der einzige Nutzen, den die Wissenschaft aus der Nobelftiftung zieht. Der edle Wettstreit, der jeder Tätigkeit einen unschätzbaren Antrieb gibt, wird ohne Zweifel durch das Bewußtsein gehoben, daß die hervorragenden Leistungen aller Länder jedes Jahr von einer Vereinigung unparteiischer Fachleute gewissermaßen berufsmäßig geprüft werden, und daß dann öffentlich und feierlich vor der ganzen Welt ausgesprochen wird, wessen Leistung als die beste befunden worden ist. Von den geplanten Nobelinstituten konnten bisher nur das chemisch-physikalische in Stockholm und das für den Friedenspreis in Kristiania selbständig gebaut und eingerichtet werden, während für den physiologisch-medizinischen Preis noch kein besonderes Institut besteht, und das literarische Nobelinstitut mit seiner reichen Sammlung neuer Werke sämtlicher Kulturvölker ebenso wie die Hauptleitung der ganzen Stiftung in gemieteten Räumen untergebracht ist. Schon jetzt haben diese Institute Gelehrten der verschiedensten Länder wertvolle Dienste geleistet, und mit der Zeit können sie wichtige Brennpunkte internationaler wissenschaftlicher Arbeit werden. Freilich beweisen einige Äußerungen Nobels, daß er den Wert der Aufklärung für das Glück der Menschen bedeutend überschätzte. So wahr es ist, daß wissenschaftliche Fortschritte an und für sich ein großer Nutzen für die Menschheit sind, steht es doch ebenso außer Zweifel, daß eine Stiftung, die „den größten Nutzen“ der Menschheit bezweckte, vor allem die sittliche Stärkung des Willens, also z. B. den Kampf gegen verheerende Laster und die aufbauende Erziehungsarbeit an Jugend und Volk hätte fördern müssen.

Ebenso wie hier zeigte sich Nobel auch in der Friedensfrage als schlechten Kenner der menschlichen Natur. Daß die fürchterliche Zerstörungskraft der heutigen Waffen die Völker von der Kriegserklärung abschrecken

werde, war ein schwerer psychologischer Irrtum, auf den schon 1901 der Chemiker Louis Henry von der Wiener Katholischen Universität im Aprilheft der Revue des questions scientifiques aufmerksam machte. Trotzdem ist der Nobelsche Friedenspreis zu begrüßen. Die stärksten geistigen und religiösen Mächte der Welt, an ihrer Spitze der Papst, sind sich einig darin, daß es gut, ja notwendig ist, den Friedensgedanken zu stärken und die Gefahr eines Krieges wenigstens unablässig zu verringern. In dieser Richtung wirkt die Nobelf Stiftung nicht bloß durch ihren Friedenspreis und durch die allgemein zugänglichen Hilfsmittel des norwegischen Nobelinstitutes, sondern schon durch den echt internationalen und doch keineswegs antinationalen Geist, der ihr ganzes Wirken beseelt. Im Sinne des Testamentes haben die Preisrichter nur auf die Leistungen, nicht auf die Staatsbürgerschaft der Bewerber gesehen. Während z. B. unter den wissenschaftlichen Preisträgern die Deutschen weit zahlreicher vertreten sind als irgendein anderes Volk, hat Frankreich sie in der Dichtkunst und in der Friedensbewegung überflügelt. Im Gegensatz zu manchen Bemühungen, den militärisch beendeten Krieg auf dem Gebiete der Wissenschaft durch Ausschluß der Deutschen von der internationalen Gelehrtenarbeit fortzusetzen, reichte am 1. Juni 1920 auf dem ersten Nobelfeste seit Beginn des Weltkrieges der englische Preisträger Barla den drei deutschen Preisträgern in herzlicher Freundschaft die Hand und sagte nach Worten hoher Anerkennung für die deutsche Wissenschaft: „Wir alle bewohnen dieselbe kleine Erde, leben dasselbe Leben, haben mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen und verfallen demselben Tode. Wir sollten zusammenstehen gegen unsere gemeinsamen Feinde, gegen Unwissenheit und Unrecht.“

Die schwächsten Hoffnungen auf eine wirkliche Förderung der Kultur mußten sich wohl von vornherein an den literarischen Nobelpreis knüpfen. Zwar wurde sofort bestimmt: „Der Begriff ‚Literatur‘ hat nicht nur belletristische Werke, sondern auch andere Schriften zu umfassen, falls dieselben durch Form und Darstellung literarischen Wert besitzen“ (Statuten 4). So erhielten beispielsweise der Geschichtschreiber Mommsen und der Philosoph Cuden den literarischen Nobelpreis. Aber meistens kamen doch Dichter in Frage, und da ist es gewiß eine dornige Aufgabe, unter den Werken der letzten Jahre jedesmal die eines Dichters als die „hervorragendsten von idealer Richtung“ zu bezeichnen. Abgesehen von der Unsicherheit ästhetischer Maßstäbe ist schon der Ausdruck „ideale Richtung“ (idealistisk rigtning) nicht leicht so zu deuten, daß Anhänger verschiedener

Weltanschauung zustimmen. Dennoch wurde mit aner kennenswerthem Eifer, ob schon nicht immer mit glücklichem Erfolg, versucht, auch dieser Forderung des Testaments zu genügen.

Meistens hatte bei den Jahresfesten der romantische und protestantisch-orthodoxe Dichter und Kritiker Karl David af Wirsén, der lange Jahre Ständiger Sekretär der Schwedischen Akademie war, die Verdienste der preisgekrönten Dichter zu schildern. 1906 nahm er in Gegenwart des Königs und mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses die wild republikanische Gesinnung Carduccis in Schutz, erklärte seinen Haß gegen die katholische Kirche aus ihrer „Verweltlichung“ und seiner Liebe zu Italien, entschuldigte seine Satanshymne als eine von den meisten Lesern mißverständene und vom Dichter selbst nachher mißbilligte Übereilung und schloß: „Was immer an ihm auszusetzen sein mag, in Wahrheit läßt sich doch behaupten, daß ein Dichter, der immer von Vaterlands- und Freiheitsliebe glüht, der nie seine Meinung um Gunst verkauft und in seiner Dichtung niemals die niedere Sinnlichkeit aufregt, eine ideal angelegte Natur ist“ (Prix en 1906, 44). Auch Paul Heyse ist nach Wirsén ein Dichter „von idealer Richtung“, denn vergebens suche man bei ihm etwas, wodurch das religiöse Gefühl ernst verletzt würde, und die Liebe, die er verherrliche, sei nicht der Naturtrieb, sondern die Himmelstochter (Prix en 1910, 35). Ebenso willig erkannte aber Wirsén, wie seine Reden auf Björnstjerne Björnson, Mistral und Sienkiewicz beweisen, „ideale“ Richtungen an, die diese Bezeichnung eher verdienen. Im allgemeinen bleibt der dringende Wunsch, daß sich die literarischen Preisrichter der Nobelstiftung stets an das Wort erinnern mögen, das Björnstjerne Björnson zu ihnen gesprochen hat: „Ich gehöre nicht zu denen, die glauben, alle seien verantwortlich, nur nicht der Dichter und der Künstler. Ich meine im Gegenteil, daß ihre Verantwortung die größte ist, denn sie schreiten voran, sie helfen die Wege bahnen und den Zug der Menschheit ordnen“ (Prix en 1903, 41).

In der gesamten Wirkung der Stiftung Nobels auf die Kultur der Menschheit macht sich also die mangelhaft geklärte Weltanschauung des großen Erfinders ungünstig geltend. Das Testament, das doch ausdrücklich die belohnen will, „die im verfloßenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben“, stellt nur für diesseitige Ziele Mittel bereit, es überschätzt ungebührlich das Wissen gegenüber dem Wollen, und es gibt dem „Idealismus“ keinen bestimmten Inhalt. Das sind bedauerliche Mängel. Dennoch muß anerkannt werden, daß die ganze Welt der

Stiftung, die aus Nobels persönlicher Eigenart vor 25 Jahren erwachsen ist, und die nach einem groß gedachten Plane stetig ausgebaut wird, auf dem beschränkten Felde, das der Stifter sich abgesteckt hat, Kulturwerte von hoher Bedeutung verdankt. Nobel hat einem seiner Testamentsvollstrecker mehrmals gesagt, „er habe schwedische wissenschaftliche Anstalten mit der Preisverteilung betraut, weil er in Schweden verhältnismäßig die meisten ehrlichen Leute getroffen habe und deshalb annehme, daß sein letzter Wille hier in Schweden mit größerer Redlichkeit ausgeführt werde als anderswo“ (Protokoll 93). Bis jetzt hat sich Schweden wie Norwegen dieses Vertrauens würdig gezeigt.

Jakob Overmans S. J.